

DIE
WIEDER-
GEFUNDENE
ZEIT

MARCEL
PROUST

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 5410

Mit dem siebten und letzten Band von Prousts großem Romanwerk *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* schließt sich der Kreis: Der Erzähler Marcel findet zu seiner schriftstellerischen Berufung und beginnt endlich mit der Arbeit an seinem Werk.

Für die Frankfurter Ausgabe wurde Eva Rechel-Mertens' bis heute gültige Übersetzung von *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* von Luzius Keller und Sibylla Laemmel korrigiert und teilweise neu gefasst. Der Kommentar erklärt Anspielungen und Zitate, weist auf wichtige Erzählstrukturen hin und zeigt das Zusammenspiel der einzelnen Teile, Themen und Stilnuancen auf.

Marcel Proust wurde am 10. Juli 1871 in Auteuil geboren und starb am 18. November 1922 in Paris. Sein siebenbändiges Romanwerk *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* ist zu einem Mythos der Moderne geworden.

MARCEL PROUST

Auf der Suche nach der
verlorenen Zeit 7

Die wiedergefundene Zeit

Suhrkamp

Diese Ausgabe entspricht Werke II, Band 7 der Frankfurter Ausgabe
der Werke von Marcel Proust, herausgegeben von Luzius Keller.

Originaltitel: *À la recherche du temps perdu.*

Le Temps retrouvé

Aus dem Französischen von Eva Rechel-Mertens;
revidiert von Luzius Keller und Sibylla Laemmel

Erste Auflage dieser Ausgabe 2024

suhrkamp taschenbuch 5410

© der deutschsprachigen Ausgabe

2002, Suhrkamp Verlag AG, Berlin

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Brian Barth, Berlin

Druck: BoD GmbH, Norderstedt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47410-5

www.suhrkamp.de

Die wiedergefundene Zeit

Den ganzen Tag – in jenem etwas allzu typisch ländlichen Haus, das aussah, als sei es lediglich ein Ort zum Haltmachen zwischen zwei Spaziergängen oder bei einem Unwetter, eines jener Häuser, in denen jeder Salon wie ein Gartenzimmer aussieht und auf den Tapeten der Zimmer in dem einen die Rosen aus dem Garten, in dem anderen die Vögel aus den Bäumen gekommen sind, um uns Gesellschaft zu leisten, schön der Reihe nach, denn es waren alte Tapeten, auf denen jede Rose weit genug von der nächsten entfernt war, daß man sie, wäre sie lebendig gewesen, hätte pflücken und jeden Vogel in einen Käfig setzen und zähmen können, völlig verschieden von den großflächigen Wandbekleidungen heutiger Zimmer, auf denen sich vor einem silbergrauen Hintergrund sämtliche Apfelbäume der Normandie eingefunden haben, um sich im japanischen Stil abzuzeichnen und die Stunden, die wir im Bett verbringen, mit Halluzinationen zu erfüllen –, den ganzen Tag verbrachte ich damals in meinem Zimmer, das auf das schöne Grün des Parks und die Flieder am Eingang blickte, auf das grüne Laub der großen, von Sonne gleißenden Bäume am Wasser und auf den Wald von Méséglise. Im Grunde betrachtete ich das alles nur deshalb mit Vergnügen, weil ich mir sagte: Es ist hübsch, so viel Grün vor dem Fenster meines Zimmers zu haben, bis ich in dem weiten, ganz in Grün gehaltenen Gemälde den Turm der Kirche von Combray erkannte, doch dunkelblau gemalt, weil er weiter weg war. Nicht eine Darstellung des Turms, nein, den Turm selbst, der sich inmitten des leuchtenden Grüns, doch ganz anders getönt, so dunkel, daß er beinahe mit dem Stift hingesezt schien, im Rahmen meines Fensters abzeichnete und mir so die Entfernung an Meilen und Jah-

ren vor Augen führte. Und wenn ich mein Zimmer für einen Augenblick verließ, erblickte ich am Ende des Korridors, denn er führte in eine andere Richtung, gleich einem scharlachfarbenen Band die Wandbespannung eines kleinen Salons, die nichts als schlichter Musselin war, aber ganz rot und zu feurigem Aufflammen bereit, sobald ein Sonnenstrahl sie traf.¹

Während dieser Spaziergänge erzählte mir Gilberte, wie Robert sich, allerdings um anderer Frauen willen, von ihr abzuwenden schien. Tatsächlich war sein Leben voller Frauen, wie das Leben von Männern, die Frauen lieben, oft voller Männerfreundschaften ist, jener Art von unnötigem Selbstschutz und sinnlos beanspruchtem Platz, wie ihn in den meisten Häusern Gegenstände einnehmen, die zu nichts nütze sind. Er erschien mehrmals in Tansonville, während ich mich dort aufhielt. Er war ganz anders, als ich ihn gekannt hatte. Sein Leben hatte ihn nicht schwerfälliger und langsamer gemacht wie Monsieur de Charlus, sondern im Gegenteil eine konträre Verwandlung in ihm bewirkt und ihn mit dem flotten Äußeren eines Kavallerieoffiziers bedacht – obwohl er bei seiner Verheiratung aus dem aktiven Dienst ausgeschieden war –, wie er es vorher nie besessen hatte. In dem Maße, in dem Monsieur de Charlus gewichtiger geworden war, hatte Robert (zweifellos war er unendlich viel jünger, aber man spürte, daß er sich diesem Ideal mit den Jahren immer mehr nähern würde), gleich gewissen Frauen, die entschlossen ihr Gesicht der schlanken Taille opfern und von einem gewissen Zeitpunkt an sich kaum noch aus Marienbad fortrühren (in dem Gedanken, daß sie nun einmal nicht mehrere Arten von Jugend gleichzeitig festhalten können, die der Gestalt aber am ehesten noch die anderen ersetzen kann), an Schlankheit und Schnelligkeit gewonnen, was der jeweils entgegengesetzte Effekt ein und desselben Lasters war.² Diese Schnelligkeit hatte

im übrigen verschiedene psychologische Gründe: die Furcht gesehen zu werden, den Wunsch nicht den Anschein zu erwecken, diese Furcht zu hegen, die Fieberhaftigkeit, wie sie aus Unzufriedenheit mit sich selbst und aus Mißmut entsteht. Er hatte die Gewohnheit, gewisse übelbeleumdete Häuser zu besuchen, und da er nicht wollte, daß man ihn hineingehen oder herauskommen sah, stürzte er in sie hinein, um den scheelen Blicken etwaiger Vorübergehender möglichst wenig Angriffsfläche zu bieten, in der gleichen Weise, wie man zum Sturm ansetzt. Diese Windstoßallüre war ihm geblieben. Vielleicht schematisierte sie ihm auch die zur Schau getragene Unerfrohenheit eines Menschen, der seine Furchtlosigkeit beweisen und sich keine Zeit zum Nachdenken nehmen will. Der Vollständigkeit halber sollte man noch den mit zunehmendem Alter wachsenden Wunsch nach einem jugendlichen Auftreten und sogar die Ungeduld jener immer gelangweilten, immer blasierten Männer berücksichtigen, die zu geschick sind für das verhältnismäßig müßige Leben, in dem sie ihre Fähigkeiten nicht entfalten können. Zweifellos kann sich der Müßiggang solcher Naturen gerade in einer gewissen Lässigkeit ausdrücken. Besonders aber seitdem Leibesübungen aller Art in Gunst stehen, hat der Müßiggang sportliche Form angenommen, selbst außerhalb der dem Sport gewidmeten Stunden, eine Form, die sich nicht mehr in Lässigkeit, sondern in einer fieberhaften Lebhaftigkeit zeigt, die der Langeweile weder Zeit noch Raum zur Entwicklung zu lassen wähnt.¹

Mein Gedächtnis, das unwillkürliche Gedächtnis sogar, hatte die Liebe zu Albertine verloren. Doch es scheint, als bestünde ein unwillkürliches Gedächtnis der Glieder – eine blasse und unfruchtbare Nachahmung des anderen –, das ein längeres Leben hat, so wie gewisse seelenlose tierische oder pflanzliche Gebilde länger leben als der Mensch. Beine und Arme sind voll von schlum-

mernden Erinnerungen. Einmal, als ich mich ziemlich früh von Gilberte getrennt hatte, wachte ich mitten in der Nacht in dem Zimmer in Tansonville auf, und noch halb schlafend rief ich: »Albertine«. Ich hatte dabei weder an sie gedacht noch von ihr geträumt, noch sie mit Gilberte verwechselt: Einzig eine in meinem Arm erwachende Reminiszenz hatte bewirkt, daß ich hinter meinem Rücken nach der Schelle suchte wie in meinem Zimmer in Paris. Da ich diese aber nicht fand, hatte ich »Albertine« gerufen, denn ich glaubte, meine verstorbene Freundin ruhe neben mir, wie sie es oft am Abend tat, wenn wir zusammen einschliefen und später beim Erwachen auf die Zeit vertrauten, die Françoise brauchte, bis sie kam, so daß Albertine, ohne unvorsichtig zu sein, die Klingelschnur ziehen konnte, die ich nicht fand.¹

Er wurde – zumindest während dieser leidigen Phase – viel spröder und bezeugte gegenüber seinen Freunden, zum Beispiel mir, keinerlei Gefühle mehr. Bei Gilberte dagegen praktizierte er bis zur Farce getriebene, abstoßende Demonstrationen von Gefühlsduselei. Nicht daß ihm Gilberte in Wirklichkeit gleichgültig gewesen wäre. Nein, Robert liebte sie. Doch belog er sie unausgesetzt; seine unaufrichtige Haltung, ja sogar was sich hinter seinen Lügen verbarg, wurde regelmäßig offenbar; dann aber glaubte er sich nicht anders aus der Affäre ziehen zu können, als indem er bis zur Lächerlichkeit die ehrliche Betrübniß übersteigerte, daß er Gilberte Kummer bereitete. Er kam nach Tansonville, genötigt, wie er sagte, am folgenden Morgen aufzubrechen wegen irgend eines Herrn aus der Gegend, der ihn angeblich in Paris erwartete und der, wenn wir ausgerechnet ihn am gleichen Abend in der Nähe von Combray trafen, ohne es zu wollen die Lüge, von der ihn in Kenntnis zu setzen Robert versäumt hatte, aufdeckte, indem er erzählte, er sei hierher gekommen, um sich vier Wochen lang auszuruhen,

und werde bis dahin keinen Fuß nach Paris setzen. Robert errötete, sah das von feiner Melancholie getränkte Lächeln Gilbertes, schickte den Tolpatsch unter lauten Verwünschungen zum Teufel, kehrte vor seiner Frau nach Hause zurück, ließ ihr ein paar Zeilen voller verzweifelter Beteuerungen des Inhalts überbringen, er habe sich dieser Lüge bedient, um sie nicht zu betrüben, damit sie nicht, wenn sie ihn wegen eines Grundes, den er ihr nicht nennen könne, nach Paris zurückkehren sähe, denken solle, er liebe sie nicht mehr (was alles, obwohl er es als Lüge niederschrieb, im großen ganzen der Wahrheit entsprach), fragte dann bei ihr an, ob er zu ihr kommen dürfe, woraufhin er dort – teils aus echter Traurigkeit, teils aus Überdruß an diesem Leben, teils in täglich dreisterer Simulation – schluchzte, sich mit kaltem Wasser übergieß, von seinem nahen Tode sprach oder sich auf das Parkett fallen ließ, als fühle er sich schlecht. Gilberte wußte nicht, wieweit sie ihm glauben sollte, hielt ihn zwar in jedem einzelnen Fall für einen Lügner, wähte sich jedoch im allgemeinen geliebt und beunruhigte sich über seine Todesahnungen, da sie dachte, er habe vielleicht eine Krankheit, von der sie nur nichts wisse, weshalb sie es nicht wagte, ihn zu verdrießen und zum Verzicht auf seine Reisen zu bewegen.

Obendrein verstand ich um so weniger, weshalb er sie unternahm, als Morel zugleich mit Bergotte¹ überall, wo die Saint-Loups sich aufhielten, ob in Paris oder in Tansonville, wie der Sohn des Hauses behandelt wurde. Morel wußte Bergotte wundervoll nachzuahmen. Mit der Zeit brauchte man ihn gar nicht mehr darum zu bitten, eine Nachahmung zum besten zu geben. Wie jene Hysteriker, die man gar nicht mehr hypnotisieren muß, damit sie zu dieser oder jener Person werden, schlüpfte er ganz unvermittelt in die Rolle.²

Françoise, die schon mit angesehen hatte, was Mon-

sieur de Charlus für Jupien getan hatte und was nun Robert de Saint-Loup für Morel tat, schloß daraus nicht, daß es sich hier um einen Zug handelte, der in verschiedenen Generationen bei den Guermantes auftrat, sondern war vielmehr – da auch Legrandin Théodore viel Hilfe angedeihen ließ –, obwohl sonst eine so moralische und von Vorurteilen beherrschte Person, zu dem Glauben gelangt, dies sei ein Brauch, den seine weite Verbreitung ehrbar mache. Von einem jungen Mann, ob es sich nun um Morel oder um Théodore handelte, sagte sie stets: »Er hat einen Herrn gefunden, der sich immer für ihn interessiert hat und sich seiner angenommen hat.« Und da in solchem Falle stets die Beschützer die Liebenden, Duldenden und Verzeihenden sind, zögerte Françoise bei der Wahl zwischen ihnen und den Minderjährigen, die sie verführten, nicht, ersteren die edle Rolle zuzuerkennen und zu finden, sie bewiesen »viel Herz«. Ohne Zaudern tadelte sie Théodore, der Legrandin viele Streiche gespielt hatte, schien aber gleichwohl wenig Zweifel über die Natur ihrer Beziehungen zu hegen, denn sie fügte hinzu: »Da hat der Kleine begriffen, daß er jetzt an der Reihe ist, und hat gesagt: ›Nehmen Sie mich mit, ich will Sie lieben und immer nett zu Ihnen sein‹, und wahrhaftig, der Herr hat so viel Herz, daß Théodore ganz gewiß vielleicht sogar mehr von ihm bekommt, als er im Grunde verdient, denn er ist ein Tollkopf, aber dieser Herr ist so gut, daß ich oft zu Jeanette« (der Verlobten Théodores) »gesagt habe: ›Kleine, wenn du je Kummer hast, dann geh nur zu Monsieur. Er würde lieber selbst auf dem Boden schlafen, um dir sein Bett zu überlassen. Er hat den Kleinen« (Théodore) »zu sehr geliebt, als daß er ihm je die Tür weisen würde. Ganz bestimmt wird er ihn niemals im Stich lassen.«¹

Aus Höflichkeit fragte ich die Schwester Théodores, der jetzt im Süden lebte, nach dessen Familiennamen. »Aber das ist ja der, der mir auf meinen Artikel im *Figaro*

geschrieben hat!« rief ich aus, als ich erfuhr, daß er Sauton¹ hieß.

Ebenso schätzte sie Saint-Loup höher als Morel; sie war der Meinung, daß trotz aller Gemeinheiten, die der Kleine (Morel) begangen hatte, der Marquis ihm niemals seine Hilfe vorenthalten würde, denn er ist ein Mann mit zu viel Herz, es sei denn, ihm selbst wären große Widrigkeiten zugestoßen.

Er bestand darauf, daß ich in Tansonville blieb, und ließ einmal durchblicken, obwohl er mir damit offensichtlich nicht einmal schmeicheln wollte, mein Kommen habe für seine Frau eine so große Freude bedeutet, daß sie nach ihren eigenen Worten einen ganzen Abend lang außer sich vor Vergnügen darüber gewesen sei, an einem Abend zumal, an dem sie sich so traurig gefühlt hatte, daß ich sie durch mein unvermutetes Erscheinen wundergleich vor der Verzweiflung gerettet hatte – »vielleicht vor Schlimmerem noch«, fügte er hinzu. Er bat mich, sie zu überzeugen zu versuchen, daß er sie liebe, wobei er mir erklärte, die Frau, die er außerdem liebe, liebe er weniger als Gilberte und er werde bald mit ihr brechen. »Und dennoch«, fuhr er mit einer solchen Eitelkeit und in einem solchen Bedürfnis, sich mitzuteilen, fort, daß ich immer wieder erwartete, der Name »Charlie« werde gegen Roberts Willen »präsentiert werden« wie die Nummer einer Lotterie, »hatte ich allen Grund, stolz zu sein. Diese Frau, die mir so viele Beweise ihrer Zärtlichkeit gegeben hat und die ich Gilberte zuliebe aufgeben will, hatte sich vorher nie aus einem Mann etwas gemacht; sie selbst hatte das Gefühl, unfähig zur Liebe zu sein. Ich bin der erste. Ich wußte, daß sie sich allen anderen gegenüber so ablehnend gezeigt hatte, daß ich, als ich von ihr den anerkennungswürdigen Brief erhielt, in dem sie mir sagte, sie könne ein Glück einzig mit mir erleben, es kaum zu fassen vermochte. Gewiß hätte ich allen Grund, mich daran zu

berauschen, wenn mir nicht der Gedanke an die in Tränen aufgelöste Gilberte unerträglich wäre. Findest du nicht, daß sie etwas von Rachel hat?» sagte er zu mir. Tatsächlich war mir eine gewisse Ähnlichkeit aufgefallen, die man zwischen den beiden jetzt möglicherweise feststellen konnte. Vielleicht lag es an einer wirklichen Ähnlichkeit einzelner Züge (die auf den gleichwohl bei Gilberte so wenig spürbaren jüdischen Ursprung zurückgehen mochte), daß sich Robert, als seine Familie auf seiner Verheiratung bestand, bei gleichen Vermögensvoraussetzungen eher zu Gilberte hingezogen gefühlt hatte. Es lag aber auch daran, daß Gilberte, seitdem sie einige Photographien der ihr damals nicht einmal dem Namen nach bekannten Rachel gefunden hatte, Robert zu Gefallen bestimmte Gewohnheiten der Schauspielerin zu kopieren bemüht war, zum Beispiel wie diese rote Schleifen im Haar und am Arm ein schwarzes Samtband zu tragen, und sich die Haare färbte, um brünett zu erscheinen. Dann, als sie spürte, daß der Kummer ihrem Gesicht die Frische nahm, versuchte sie, etwas nachzuhelfen. Sie tat sogar manchmal des Guten zuviel. Eines Tages, als Robert auf vierundzwanzig Stunden nach Tansonville kommen sollte, sah ich sie zu meiner Verblüffung bei Tisch so befremdlich anders nicht nur als früher, sondern auch als an gewöhnlichen Tagen aussehen, daß ich so verblüfft war, als hätte ich eine Schauspielerin, eine Art Theodora¹ vor mir. Ich spürte, daß ich sie in meiner Neugier festzustellen, was an ihr verändert war, unwillkürlich allzusehr anstarrte. Diese Neugier wurde übrigens gleich darauf zufriedengestellt, als Gilberte sich die Nase putzte, und trotz aller Vorsichtsmaßregeln, die sie traf. An den vielen Farben, die als reiche Palette auf ihrem Taschentuch sichtbar wurden, sah ich, daß sie über und über angemalt war. Davon also hatte sie diesen blutroten Mund, dem sie den Ausdruck lachender Heiterkeit zu geben versuchte in

der Meinung, es stehe ihr gut, während der Umstand, daß die Stunde der Ankunft des Zuges immer näher rückte, ohne daß Gilberte wußte, ob ihr Mann wirklich kommen oder ob er eine jener Depeschen schicken würde, die Monsieur de Guermantes mit dem Witzwort charakterisiert hatte: »Kommen unmöglich, Lüge folgt«, ihre Wangen unter dem von Schminke violett gefärbten Schweiß erleichen ließ und dunkle Ringe um ihre Augen legte.

»O ja, weißt du«, sagte er zu mir mit einer geflissentlich herzlichen Miene, die zu der spontanen Herzlichkeit von früher in schroffem Gegensatz stand, mit Trinkerstimme zudem und dem Tonfall eines Schauspielers, »dafür, Gilberte glücklich zu wissen, würde ich alles geben! Sie hat so viel für mich getan. Du kannst es dir gar nicht vorstellen.« Am unerfreulichsten dabei war indes seine Eigenliebe, denn er fühlte sich geschmeichelt, weil Gilberte ihn liebte, und ohne daß er zu sagen wagte, daß er selbst Charlie liebe, gab er gleichwohl über die Liebe, die der Geiger ihm angeblich entgegenbrachte, Einzelheiten zum besten, von denen Saint-Loup wußte, daß sie stark aufgebauscht, wenn nicht ganz und gar erfunden waren, verlangte doch Charlie täglich mehr Geld von ihm.¹ Indem er Gilberte mir anvertraute, fuhr er wieder nach Paris zurück.

Ich hatte übrigens Gelegenheit (um etwas vorzugreifen, da ich mich jetzt ja noch in Tansonville befinde), ihn dort einmal in Gesellschaft zu beobachten, und zwar aus einer Entfernung, dank der ich in seiner Sprechweise, die trotz allem lebendig und reizvoll geblieben war, die Vergangenheit wiederzufinden vermochte; ich war überrascht, wie sehr er sich veränderte. Er wurde seiner Mutter immer ähnlicher; die hochmütige Schlankheit, die er von ihr geerbt hatte und die bei ihr vollkommen war, wirkte bei ihm infolge vollendetster Erziehung übertrieben und starr; der durchdringende Blick, der allen Guermantes

eigentümlich war, gab ihm das Aussehen, als ob er alle Stätten, an denen er sich bewegte, einer Inspektion unterzöge, aber auf eine nahezu unbewußte Art, gleichsam aus Gewohnheit und als handle es sich um eine Art Gattungsmerkmal. Selbst wenn er unbeweglich stand, verlieh ihm die besondere Färbung, die ihn mehr als alle übrigen Guermantès auszeichnete und nichts als die Materie gewordene Sonnenfülle eines goldenen Tages zu sein schien, etwas wie ein fremdartiges Gefieder, ordnete ihn einer so seltenen, kostbaren Spezies zu, daß man ihn gern für eine ornithologische Sammlung besessen hätte; und wenn sich dieser zu einem Vogel gewordene Lichtschimmer in Bewegung, in Aktion setzte, wenn ich zum Beispiel Saint-Loup auf einer Soiree erscheinen sah, die ich selbst besuchte, hatte er eine Art, den mit dem goldenen Reiherbusch seines etwas gelichteten Haars gekrönten Kopf seidenweich und stolz aufzurecken und Halsbewegungen zu machen, die weit geschmeidiger, anmaßender und koketter waren als solche, wie Menschen sie zeigen, daß man sich in einer Mischung aus Neugier und halb mondän, halb zoologisch bestimmter Bewunderung bei seinem Anblick fragte, ob man sich im Faubourg Saint-Germain oder im Jardin des Plantes¹ befinde, ob man einen vornehmen Herrn oder einen Vogel einen Salon durchqueren oder in seinem Käfig promenieren sehe. Diese ganze Rückkehr jedoch zu der gefiederten Eleganz der Guermantès mit dem spitzen Schnabel und den stechenden Augen wurde für sein neues Laster nutzbar gemacht, indem es sich ihrer bediente, um eine gewisse Haltung aufrechtzuerhalten. Je mehr er sich ihrer bediente, desto mehr nahm er das Aussehen einer – wie Balzac sagt – Tante² an. Mit etwas Phantasie konnte man den Gesang nicht minder als das Gefieder auf diese Weise deuten.³ Er fing jetzt an, Bemerkungen zu machen, die er für »Grand Siècle« hielt, und ahmte darin die Manieren der

Guermantes nach. Durch ein undefinierbares Etwas aber wurden daraus gleichzeitig Manieren von Monsieur de Charlus.¹ »Ich verlasse dich einen Augenblick«, sagte er auf dieser Abendgesellschaft, als Madame de Marsantes sich in einiger Entfernung von ihm befand. »Ich muß meine Mutter jetzt ein bißchen hofieren.«

Was jene Liebe anbetraf, von der er unaufhörlich redete, handelte es sich dabei nicht nur um die zu Charlie, wenn diese auch als einzige für ihn zählte. Welcher Art die Liebeserlebnisse eines Mannes sein mögen, immer täuscht man sich über die Zahl der Personen, mit denen er Affären unterhält, weil man fälschlich Freundschaften für Affären ansieht, woraus sich ein Additionsfehler ergibt, aber andererseits auch, weil man meint, eine offenkundige Affäre schließe eine weitere aus, was einer anderen Gattung von Irrtümern angehört. Zwei Personen können sagen: Ich kenne die Geliebte von X. und zwei verschiedene Namen nennen, ohne daß eine von ihnen sich irren müßte. Eine Frau, die man liebt, genügt selten allen unseren Bedürfnissen, und man betrügt sie eben mit einer, die man nicht liebt. Was nun die Art von Liebschaften angeht, wie Saint-Loup sie von Monsieur de Charlus geerbt hatte, macht ein Ehemann, der zu ihnen neigt, seine Frau meist glücklich. Das ist eine allgemeine Regel, von der die Guermantes abzuweichen geruhten, weil diejenigen von ihnen, die solche Neigungen hatten, den Glauben wecken wollten, sie hätten im Gegenteil eine Neigung für Frauen. Sie zeigten sich ungeniert mit der einen oder anderen und brachten ihre eigene dadurch zur Verzweiflung. Die Courvoisier stellten es klüger an. Der junge Vicomte von Courvoisier hielt sich für den einzigen sowohl auf Erden als auch seit Anbeginn der Welt, der sich durch einen Angehörigen seines eigenen Geschlechts in Versuchung geführt fühlte. Da er vermutete, diese Neigung sei satanischen Ursprungs, kämpfte er

gegen sie an, heiratete eine entzückende Frau und machte ihr mehrere Kinder. Dann klärte ein Cousin ihn auf, daß diese Neigung ziemlich verbreitet sei, und ging in seiner Güte soweit, ihn in gewisse Häuser einzuführen, in denen er ihr frönen konnte. Monsieur de Courvoisier liebte seine Frau daraufhin um so mehr, verdoppelte seinen Fortpflanzungseifer, und er und sie wurden als das beste Ehepaar von ganz Paris zitiert. Von Saint-Loups Ehe hingegen sprach man nicht in diesem Ton, da Robert, anstatt sich mit der Homosexualität zu begnügen, seine Frau tödlich eifersüchtig machte, indem er ohne Vergnügen Mätressen unterhielt.

Möglicherweise stellte Morel, der ungewöhnlich dunkel war, für Saint-Loup eine so unerläßliche Ergänzung dar wie der Schatten für das Sonnenlicht. Man kann sich sehr gut in dieser so alten Familie einen vornehmen goldblonden, mit Klugheit und allen äußeren Vorteilen begabten Herrn denken, der in den Tiefen seines Inneren eine niemandem bekannte geheime Neigung zu Negern verbirgt.

Robert ließ im übrigen niemals die Unterhaltung jene Art von Liebe berühren, der er huldigte. Wenn ich ein Wort darüber sagte, reagierte er mit so betontem Desinteresse, daß er sogar sein Monokel fallen ließ: »Ach, weißt du, von diesen Dingen habe ich keine Ahnung. Wenn du darüber Aufklärung haben willst, *mein Lieber*, kann ich dir nur raten, dich anderswohin zu wenden. Ich bin Soldat, Punkt, Schluß. Im gleichen Maß, wie diese Dinge mich kaltlassen, verfolge ich mit brennender Spannung den Balkankrieg. Früher hat so etwas auch dich interessiert, ich meine die Etymologie der Schlachten. Ich sagte dir damals, man könne selbst unter völlig veränderten Bedingungen typische Schlachten wiedererkennen, zum Beispiel den großen Versuch einer Umgehung vom Flügel her wie in der Schlacht von Ulm. Nun, wenn auch die

Balkankriege etwas ganz Besonderes sind, so ist doch Lüle-Burgas immer noch Ulm, eine Umgehung vom Flügel her.¹ Das sind Themen, über die du dich mit mir unterhalten kannst. Aber in solchen Sachen, wie du sie da erwähnst, kenne ich mich so wenig aus wie in Sanskrit.«

Diese Themen, die Robert so entschieden ablehnte, schnitt dagegen Gilberte, wenn er abgereist war, gern im Gespräch mit mir an. Freilich dachte sie dabei nicht an ihren Mann, denn sie wußte nichts über ihn oder gab dies zumindest vor. Doch verbreitete sie sich gern darüber, soweit es andere betraf, sei es, daß sie darin indirekt eine Entschuldigung für Robert suchte, sei es, daß dieser, wie sein Onkel sowohl zu strengem Schweigen über diesen Gegenstand entschlossen als auch von dem Bedürfnis getrieben, sein Herz auszuschütten und über andere zu lästern, ihr in dieser Hinsicht vieles anvertraut hatte. Unter allen übrigen wurde auch Monsieur de Charlus nicht geschont; zweifellos konnte Robert, ohne ausdrücklich von Charlie zu Gilberte zu sprechen, in ihrer Gegenwart nicht unterlassen, ihr in der einen oder anderen Form zu wiederholen, was er von dem Geiger erfahren hatte. Dieser nun verfolgte seinen einstigen Wohltäter mit seinem Haß. Diese Unterhaltungen, die Gilberte sehr liebte, gestatteten mir, sie zu fragen, ob parallel dazu Albertine, deren Namen ich seinerzeit zum erstenmal von ihr gehört hatte, als sie sich im Unterricht angefreundet hatten, solche Neigungen gehegt habe.² Gilberte vermochte mir keine Auskunft zu geben. Im übrigen interessierte es mich schon seit langem nicht mehr. Nur erkundigte ich mich weiterhin ganz automatisch danach, wie ein Greis, dem das Gedächtnis abhanden gekommen ist, von Zeit zu Zeit nach dem Sohn fragt, den er verloren hat.

Was merkwürdig ist, worüber ich mich aber hier nicht